

Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 5 (1910-1911)

Heft: 4

Artikel: Das Mueseum für Kunst und Altertum in Genf

Autor: Widmer, Johannes

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-751315>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Das Museum für Kunst und Altertum in Genf

Von Dr. Johannes Widmer

Der von einem Museum verlangt, daß es ein Musenheim sei, errichtet, nicht um nach außen zu prangen und zu prunken, sondern aus inniger Vertrautheit mit den darin zu verwahrenden Schätzen heraus, den wird dies Haus gründlich enttäuschen. Ein gewaltiger Kloß verwirklicht einen Traum, der einer edlern und nachdenklichern Behandlung wert gewesen wäre. Ein Kenner von Genfs künstlerischem Erbe braucht sich nur die Namen Petitot und Liotard, A. W. und R. Toepffer, Calame, Menn zu vergegenwärtigen, und nebenher an Rousseau, an Saussure, an die Geschichte, an den baulichen Charakter dieser Stadt zu denken, um in schmerzlicher Unzufriedenheit sich gegen dies ungeschönte nachgeahmte Ungetüm zu wenden, von dem niemand anzugeben wußte, ob es eine Bank, ein Bahnhof oder was es sei, wenn nicht einige Namen am Dachfries ihn aufklärten.

Wie außen, so steht es innen. Eine monotone Folge großer Säle. Nichts Heimliches, Wärmendes, keiner der reizvollen Durchblicke und unerwarteten Harmonien, wie sie anmutig und ruhevoll das kostliche Kunsthause Zürichs erheitern. Überall der staubweiße Schimmer jenes Steins, der gegenwärtig, von Frankreich eingeführt, die überkommene Architektur aller welschen Städte verdirbt, die in feinem Molassegrau so mild und vornehm dagestanden hatten. Die Räume kaum anders als durch gelben oder bräunlichen Leimfarbenanstrich voll fader Ornamente, oder aber durch Tapeten unterschieden, die am Tage der Eröffnung schon durch hundert Jahre abgeblaft erschienen. Groß, geräumig, leidlich licht, ja öfters kraß belichtet ist das Haus. Aber nicht anders als wie die trostlosen Schulzimmer, in denen wir unsere Jugend versäßen, und die nun zum Glück umgeändert und freundlich bemalt werden. Von dieser Wendung zum Bessern scheint der Architekt des Museums nicht die Spur gemerkt zu haben. Es liegt eben, wie das ganze Genf, soweit es die Tradition haft (und fürchtet), vor Paris auf den Knien. Vor Paris, dessen Schönheit doch so ganz äußerlich und von vorgestern ist. Während die

wahre Baugesättigung in England, Holland und Deutschland zu Hause ist, die plastische, die kein Louis XVI. und keine Fassade als religiöse Werte anerkennt, sondern das Haus nach dem eigenen Bild, Behagen und Zweck anlegt. Man sollte meinen, Genf wäre selbständige genug, aus der lokalen, im alten Museum, Athenäum und Palast Eynard festgelegten Überlieferung heraus sich seine Gebäude modern auszudenken. Es ist ja eine wahre Lust das zu tun, und ich unterdrücke ungern eine Skizze, die ich mir zurechtgemacht. Aber sollte ein solcher Auftrag nicht dem erteilt werden, der Genf liebt, statt einem, der mit italienischen Unternehmern Pariser Hefte kopiert?

Es ist zu spät. Eine Gelegenheit wieder versäumt, was nachgerade unsere Nationalstunde ist. Sehen wir uns das aufgespeicherte Gut des Museums an! Es ist reich genug, nicht nur ein stolzes, 4400 Quadratmeter bedeckendes, sondern ein feines Haus zu füllen und zu schmücken. Nun unterbleibt diese Wechselwirkung. Haus und Habe lassen einander kalt, da sie wie Mauer und Efeu verwachsen sollten. Denn auch hier hat, mag sich die übrige Welt noch so regen, die französische Gewohnheit des Magazinierens rein nach Geburts- oder Heimatscheinen obgesiegt. Am peinlichsten wirkt das natürlich da, wo, wie in der Gemäldegalerie, die höchste Besetzung der Werke nach zartester Unterkunft und Behandlung schreit. Indessen sind auch in der überhaupt sehr eigentümlichen kunstgewerblichen Abteilung traurige Unbehaglichkeiten eingetreten, während die Altertümer sich einer Beurteilung so lange noch entziehen, bis sie fertig aufgestellt sein werden.

Drei Abteilungen nämlich umfaßt das Museum: Altertum, Kunstgewerbe, bildende Künste. Wie überall, ist der Bestand an Altertümern vorhistorischer, orientalischer, griechisch-römischer, gallisch-germanischer Herkunft auch hier ein Zufallsgebilde, es sei denn, daß ein genauerer Kenner mittelbare oder unmittelbare Beziehungen darlegte, was angeichts der prähistorischen, römisch-gallischen und burgundischen Perioden Genfs möglich, aber sehr weitschichtig ist. Näher liegt das Kunstgewerbe in einer Stadt namentlich, wo es von jeher eine so große Rolle gespielt hat. In der Tat sind an Erzeugnissen der Juwelier- und Emailtechnik kostliche Schätze ausgebreitet. Je näher aber die Sammlung der Gegenwart rückt, desto zweifelhafter, desto unindividueller und oft widerständiger werden die Objekte. Und was z. B. an Holzintarsien nach Bildnissen herzlich unbedeutender schweizerischer Maler gezeigt wird, ist

geschmacklos. Alles in allem scheint die Genfer Kunstgewerbeschule, die sich hier zu bilden glaubt, noch sehr der unfruchtbaren Nachahmung des Gewesenen obzuliegen. Immer wieder dieselbe Geschichte.

Um engsten und erbaulichsten mit Genf verwachsen, und für uns Außenstehende wohl am wichtigsten, ist seine Malerei. Vielleicht ist sie nach Maßgabe der zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten am besten aufgehoben, wenn auch selbst in ihrer Gegenwart das peinliche Gefühl magazinartiger Leere und Kälte nicht ganz nachlässt. Vor dem hier entfalteten Bildervorrat würd' ich mir gesagt haben: Schön, da die Malerei in Genf erst um 1750 so recht anhebt, so lassen wir von Italien, dem Niederland und Frankreich her Stoßwellen auf die Calvinstadt einbranden, daß sie sich endlich außer der Theologie und ihrer Magd Philosophie auch dem Schönen, Muntern, Launigen und Lauschigen, dem Schmuck und der Natur öffnen muß, während Rousseau die Pforten des Selbstbewußtseins und des Weltbürgertums aufstut, und Saussure die der Alpen und der Angst einstößt. Und dann würd' ich mit Huber und Liotard, mit Adam und Rudolf Toepffer, mit Diday, Calame und Menn gekommen sein, die ihrerseits ihr Licht in die gesamte Schweiz hinaus hätten leuchten lassen. So aber hat man Genf unvermittelt auf sich selbst gestellt, wozu Jean Huber ganz und gar nicht taugt, A. Toepffer auch noch nicht recht, Diday und Calame schon eher, während es mit Europa doch erst durch Menns Bemühungen und Erfolge eng zusammenhängt, mochten die Vorgänger auch viel berühmter sein. Da wäre Liotard statt Huber an den Anfang der Genfer Ära zu setzen gewesen, oder noch vorher Petitot. Immerhin findet man sich dank der jeweilen recht zahlreichen Zeitgenossen rasch zurecht, die jeder mit seiner Eigenart die des Führers vervollständigen. Schön wird diese Harmonie namentlich im Saal Calame und Menn. Diese beiden Meister sind sehr umfassend und überraschend da. Namentlich der meistens nur durch seine an Ruysdael oder Lorrain erinnernde klassische Abendpracht vertretene Calame wählt sich zusehends zum wahren Impressionisten oder mindestens zu einem größer formenden Corot aus, während in Menn der klare, breitströmende und würzig grüne Malstil Daubignys stärker als sonst hervortritt. Darauf tritt der Gast in die Schweiz hinein, deren Fruchtbarkeit und Mannigfaltigkeit wohl nirgend anders so zur Geltung kommt wie hier. Allerdings erquicken sie nicht so saftig und süß wie in

Zürich, nicht so mild und labend wie in Basel, sondern bleiben härter, herber, fälter, teils weil sie mager und nackt an den öden Wänden hängen, teils weil sie mehr der Zeichnung als der Farbigkeit wegen ausgewählt worden sind. Ich erspare es mir, Namen aufzuzählen, um so mehr als nicht der leiseste Versuch einer einleuchtenden Gruppierung gemacht ist, und die Bilder Opfer einer bequemen Gerechtigkeit und Vollzähligkeit geworden sind. Dann folgen die Holländer, Spanier, Engländer, Italiener, und, in zwei Sälen, Franzosen des 18. und 19. Jahrhunderts. Dieser letzte Raum ist wieder ein Ruheplatz, wo dem Manne Dankopfer dargebracht werden, der die Wahl mehr liebte als die Zahl, den Gedanken mehr als die Politik, und unter fast vollständigem Ausschluß fader Akademiker Leute wie Corot, Daubigny, Dupré, Diaz, Troyon, Chintreuil, Courbet, und von früher her Bonington, Géricault und Delacroix zu einem unsterblichen Stelldichein nach Genf lud. London, Paris und Berlin dürfen Genf um diese Künstlerlaube beneiden. Sie bildet mit dem Saal Calame, Menn und Liotard die Daseinsberechtigung des Museums was die reine Kunst anlangt. Hoch steht, mit Pradier als Altem und Rodo als Neuem auch die Skulptur, und Hodlers Marignanogruppe- und Helden verherrlichen auch noch dies Gelaß.

So tragen die Künste einen vollen Sieg über den Baumeister davon.
Was werden nun Bern und Basel tun?



Der Gesangverein



itten in einem Steinbruch lag ein Tümpel, der von großen Blättern beschattet war, und wo der Gesangverein „Froschenia“ seine Übungen abhielt. Jeden Donnerstag Abend!

Es war ein feiner Gesangverein, und nur seine Leute sangen mit. Waren andere Elemente eingetreten, so wurden sie rechtzeitig hinausgekettet. Sämtliche Mitglieder hatten Grün als ihre Farbe